



Illustriertes Blatt.

Dinstag den 7. Februar.

Freythurn. *)

Erinnerungen an Krain von Ignaz Dwanziger.

Am Strand' der Kulpa liegt ein Schloß
In grüner Fluren weichem Schooß',
Das hebt die Thürme stolz zur Luft
Von seines Felsens schwarzer Gruft.

Wohl brau't die Kulpa hin am Fuß'
Und nagt am Stein' mit ew'gem Ruß,
Wohl tobt der Sturm und brüllt und sauft
Und rüttelt mit der Eisensaft:

Doch finster wie ein König steht,
Den allorts man um Hilfe fleht,
Blickt es hinunter in den Strom,
Ehrwürdig, wie ein heil'ger Dom,

Und läßt dem Sturm' sein wildes Spiel
Und setzt an Mauern ihm sein Ziel;
So prangt sie an der Kulpa Strand'
Die schönste Burg im Krainerland'.

Wie zwischen einem Brüderpaar,
Die beide stolz sind, wie der Ar,
Die sanfte Schwester Segen bringt,
Und ihren Arm um Beide schlingt:

So liegt an zweier Länders Brust
Der Fluß mit stiller Mädchentaust,
Das Eine Aug' nach Krain gewandt,
Das And're zum Croatanland'.

Es heben Berge kühn ihr Haupt,
Mit starken Eichen reichbelaubt,
Um Freythurn's hohes Heiligthum
Im ehrfurchtvollen Kreis herum:

Sie schirmen es mit ihrer Macht
Vor Flittertand und eitler Pracht:
Hier herrscht ja noch die alte Zeit,
Wird herrschen bis in Ewigkeit!

So bleibe ewig fort und fort
Der alten Sitte stolzer Hort;
Bis in Ruinen sinkt dein Bau
Hernieder zu der Erde Grau!

Die Durchstößung des Voibls.

(Bereits im siebenzehnten Jahrhundert beantragt.)
— et meminisse juvat.

Der Freiherr von Walvasor, dessen Patriotismus zum Wohle des Vaterlandes und der Ehre des Herzogthums Krain, sein ganzes Leben und Vermögen opferte, sagt

*) Eigenthum des Herrn Alois Freiherrn von Uffaltzer.

im zweiten Buche Seite 170 seines Werkes: „Die Ehre des Herzogthums Crain.“ Voibel (Vibel) ist ein Loch, so oben auf einem Schnee-Berge durchgehauen worden, also, daß man durchhin kann fahren und reiten. Unten im Loch scheiden sich Crain und Karnten. — —

Vor etlich wenigen Jahren war ich gewillet, unten im Grunde ein Loch durchzubrechen, so groß, als das obere, dadurch man hette reiten und fahren können; hatte es auch schon abgemessen. Das Loch sollte bey S. Anna seyn hinein gegangen, und auf der andern Seiten des Bergs, bey S. Leonhard, heraus kommen, und also Schnur-gerad vom Ein- zum Ausgange zielen: aber die damals einreißende Wienerische Contagion oder Pestilenz-Seuche machte es hinterstellig. Denn ich verlangte für meine Mühe und Unkosten, von Ihrer Kayserlichen Majestät einen ewigen Zoll, nebst einer gewissen Beyhülffe: welcher Zweck aber, bey so trübseligen und gesperten Zeiten der Contagion, nicht zu erreichen war. Sonst wäre es wohl ein gemein-nütziges Werk, und Jedwedem damit merklich gedient gewesen: weil man jährlich, auf die Ausbesserung der Straßen ein Ehrliches wenden muß, auch, zu Winters-zeiten oft viel Leute darin verbleiben, wenn die Lanen herunter schießen, das ist, wenn der Schnee oben los wird und herunter rutscht. Man hat zwo Meilwegs über den Berg; eine hinauf, die andere hinunter: Also aber hette man, durch den Berg, eine halb-viertel Meil.“

Es ist gegenwärtig mehr als je zu bedauern, daß jener beabsichtigte Durchbruch des Voibl-Berges nicht zur Ausführung kam, oder daß man nicht mindestens den Plan und Kosten-Anschlag dazu vor sich hat; wir könnten uns daraus höchst wahrscheinlich überzeugen, daß der veranschlagte Kostenbetrag nicht übermäßig hoch sich stellte, da Walvasor den Bau des Tunnels selbst, und auf eigene Rechnung und Gefahr, unternehmen wollte.

S. C.

Das zehnte Kind.

Nach einer wahren Begebenheit von Anton Benkert.

In dem Speisesaale des Hotels „zur ungarischen Krone“ in Wien saß ich in heiterer Gesellschaft junger Freunde von gleichem Alter; wir waren fünf, und alle zusammen kaum hundert Jahre alt. Drei von uns waren Componisten, Einer Maler und Einer Sänger. Wir kritisirten gerade das

Betragen dreier unserer Freunde, die in einem Comptoir angestellt waren, und die ein Douceur, das ihnen der Gewinner des Haupttreffers einer Güter-Lotterie bestimmte, zurückgewiesen, weil es ihnen zu gering schien. Der Fremde hatte nämlich dem Personale des Großhandlungshauses 500 Gulden bestimmt. Das war den jungen Leuten zu wenig, sie wollten lieber gar nichts, als den kleinen Betrag. — Der Maler meinte, 500 Gulden seyen besser, als gar nichts, dagegen unser Sänger das Betragen der Comptoiristen in Schutz nahm.

„Gar nichts ist besser, als ein Paar lumpige Gulden,“ meinte er. —

„Ei, ei, Herr Minstrell,“ bemerkte Nallo, der bei G. angestellt war, „Ihr seyd Künstler, und seht mit andern Augen, als wir Kaufleute; ich stimme mit Flath,“ so hieß der Maler, „wer wenig nicht ehrt, ist mehr nicht werth. Das ist zwar ein verbrauchtes Sprichwort, aber die Sprichwörter unserer Avoäter sind Wahrworte.“

Während wir so sprachen, vermehrte sich die Gesellschaft am Tische um zwei Personen; ein joviales, freundliches Gesicht bezeichnete einen Mann, von beiläufig fünfzig Jahren, der einen auffallend schönen Knaben mit dunkelblonden Locken und himmelblauen Augen mitbrachte; das Kind mochte zehn Jahre alt seyn.

„Seh nicht schüchtern, mein Sohn,“ sprach der ältere Mann zum Kinde, „heute hast du Vater und Mutter gefunden, und da ist's schon der Mühe werth, daß man sich seines Lebens freue.“

Der Aufwärter flüsterte mir zu: das sey der glückliche Gewinner des großen Looses. — Ich theilte das so eben Gehörte meinen Freunden mit, und da hätte man sehen sollen, welsch' einen wohlthuenden Eindruck diese Mittheilung auf meine Freunde hervorbrachte. — Es bleibt doch sonderbar, wie die Menschen gleich in einem besseren Rahmen erscheinen, sobald man erfährt, daß sie über einige hunderttausend Gulden zu gebieten haben; wir fanden leicht Gelegenheit, mit dem jovialen Manne wärmer zu werden — o, ein Hunderttausender wird von Jedermann freundlich behandelt.

Eine sehr elegante Spieluhr (die erste, die an einem öffentlichen Orte aufgestellt war) schien dem schönen Knaben ungemein zu gefallen.

„Der Junge scheint viel Sinn für die Musik zu haben,“ sprach Nallo zu dem Fremden gewendet.

„Das weiß ich nicht, meine Herren,“ erwiderte der Fremde, „denn dieser mein Sohn wurde mir erst heute geboren.“

Wir sahen einander an.

„Nu, nu, schäme dich nicht, mein Kind; der arme Junge wird roth bis hinter die Ohren, noch begreift du nicht, mein Sohn, was es heißt, Vater und Mutter zu haben; aber ich stehe dafür, du sollst das Geschenk des Himmels noch schätzen lernen. — Sie staunen, meine Herren? Nun, so wissen Sie denn, daß dieß der Waisenknabe ist, der in der jüngsten Ziehung den Haupttreffer zog.“

„Und Sie, mein Herr, waren der glückliche Gewinner?“ fiel ich ein, „ist es nicht so, mein Herr?“

„Gewiß, ist es so, meine Herren, nun müssen Sie aber wissen, daß Frau Fortuna diesmal auf den rechten Mann gerathen ist, denn ich bin Verwalter auf dem Gute des Grafen Lannec, dem ich bereits im dreißigsten Jahre meine Dienste weihe, und Familienvater von zehn wackeren Kindern, fünf Söhnen, wovon jeder fünf Schwestern hat.“

„Bravo!“ rief Flath.

Die rosenrothe Laune des Verwalters schien uns alle zu electrificiren. Der Verwalter fuhr fort:

Dies ist das jüngste Kind meiner und Fortunens Laune. Mein lieber, kleiner Bela (das ist sein Name) hat vielleicht gräßliches Blut in seinen Adern, doch das Schicksal hat es gewollt, daß er die Familie eines Gutsverwalters vermehre; denn ich habe diesen Waisenknaben als meinen Sohn adoptirt, jetzt führt er meinen Namen, theilt sich in den Rechten meiner Kinder, kurz, er ist mein zehntes Kind.“

„Das ist in der That eine seltene und edle Handlung,“ riefen wir Alle. „Apropos, Sie waren es ja, mit dessen Geschenk die Comptoirdiener so unzufrieden waren.“

„Ei freilich, 500 Gulden war den Leuten zu wenig, das begreife ich nun freilich nicht, denn was haben denn diese Leute zu dem Zufall beigetragen, daß mein Loos den Haupttreffer gemacht hat? — Mein lieber Bela ist freilich auch unschuldig dabei, aber seine Forderung steht doch weit näher, als die der Herren Comptoirdiener; nun, wo sich neun Kinder theilen, soll das zehnte auch nicht zu kurz kommen, dachte ich, und holte den Willen meiner Hausherre zuvor noch ein. „Bringe mir das zehnte Kind, ich will ihm Mutter seyn,“ schrieb mein wackeres Weib, und nun wandert Bela mit mir in's Böhmerland.“

„Und die fünfhundert Gulden?“ bemerkte ich.

„Die sind noch unberührt in meiner Tasche; damit ging's spaßig zu. Hören Sie nur, meine werthen Herren: Als ich die 500 Gulden dem Cassier übergab, um sie als ein kleines Andenken an die übrigen Comptoirdiener zu vertheilen, meinte der weise Cassier: dieser Betrag sey bei einem so bedeutenden Treffer viel zu gering, er wolle es lieber dem Armenfonde zuwenden. Ei, mein Herr, sagte ich, da ist ja das Geschenk noch zweckmäßiger verwendet; nur erlauben Sie mir, daß ich es, wenn es ja schon Arme haben sollen, meinen Hirtenbergern zuwende; die Residenz hat so viele und reiche Quellen für ihre Armen, daß sie diese kleine Gabe entbehren kann, um so mehr, da dieses Geld doch gewissenhaft armen Unterthanen zukommen wird, und wir sind doch Alle Kinder Eines Vaters. Mit diesen Worten nahm ich mein Geld, und empfahl mich sehr höflich dem Cassier.“

„Bravo, bravissimo!“ rief der Maler, „ganz aus meiner Seele gesprochen, Sie sind ein wackerer Mann, Sie sollten alle folgenden Haupttreffer machen, das nenne ich, seine Glücksspenden mit Nutzen vertheilen — Glück auf, mein

junger Freund Bela, ahmen Sie Ihrem Vater nach, das wird Sie glücklich machen."

„Was wollen Sie, meine Herren, ich bin immer dem Triebe meines Herzens in allen Lagen meines Lebens gefolgt, und das hat mich glücklich und frohen Muthes gemacht; glauben Sie mir, meine Herren, die Menschen fühlen sich nur dann unglücklich, wenn sie ihr Gefühl verkünnsteln wollen.“

Man wird gestehen, daß die Handlungsweise dieses biederen Mannes uns sehr für ihn einnehmen mußte, und da wir gegenseitig an einander Vergnügen fanden, so veräumten wir auch keinen Tag, so lang Herr Marchland noch in Wien blieb, seine Gesellschaft aufzusuchen, bis er eines Abends von uns Abschied nahm. Den nächsten Tag reiste unser Verwalter mit seinem Kinde Bela seiner Heimath zu, und Alle, außer mir, sahen ihn nie wieder.

Es vergingen Jahre, da führte mich mein Beruf nach Dresden. — In Prag erhielt ich von einer schönen, jungen Frau, der Gattin des Doctor Huber, an den ich empfohlen war, einen Brief an ihren Bruder, den Kaufmann Marchland in Dresden; ich hatte den Namen längst vergessen. — In Dresden angekommen, denke man sich mein Erstaunen, als ich in dem Kaufmann den blonden Waisenkneben Bela von der „Krone“ in Wien wieder fand. Der junge Mann erzählte mir, daß sein Adoptiv-Vater noch in vollkommener Gesundheit ein frohes Greisenalter auf dem Gute Hirtenberg lebe, und von zweien seiner Söhne in seinem Amte unterstützt werde, während die Töchter und die zwei andern Söhne auswärtig verheirathet sind. „Hier,“ so schloß der Kaufmann seine Rede, „hier sehen Sie die jüngste Tochter Marchland's, mein liebes Weib Anna; aus dem Bruder wurde ein Gatte, und alljährig besuchen wir auf kurze Zeit Vater und Mutter in Hirtenberg, wozu ich Sie, wenn es ihre Zeit erlaubt, höflichst einlade.“

Ich nahm die Einladung an, und verlebte drei unvergeßliche Wochen in Hirtenberg.

Nach ein Treffer! (Spiegel.)

Seltenes Testament einer Bauersfrau.

Ein in unserer egoistischen, engherzigen Zeit gewiß sehr merkwürdiges Testament ist jenes einer ganz einfachen Bauersfrau zu Sternberg in Mähren, Namens Theresia Wittka. Nicht nur hatte dieselbe immer ein höchst einfaches, ja ärmliches Leben geführt, sie stellte sich sogar den Dürftigsten aus jener armen Classe gleich, über welche sie sich durch Kleidung oder Beschäftigung nicht im Mindesten erheben wollte. Bis kurz vor ihrem Tode sah man sie noch in den nahen Wäldern das zur Feuerung nöthige Holz sammeln, und dürre Aeste, Tannenzapfen in schweren Bündeln heimerschleppen. Diese anspruchlose Bäuerin hinterließ bei ihrem Absterben ein Vermögen von fünfzigtausend Gulden C. M. und bestimmte den größten Theil dieser Summe zu wohlthätigen Zwecken, zu religiösen und milden Stiftungen. Der Güte des Herrn Joseph Maßner verdankt man die Mitthei-

lung des Testaments — und es dürfte Einiges davon für unseren Lesekreis nicht ohne Interesse seyn. Mit Uebergehung der Messengelder und Kirchengaben sey nur einiger reicher Spenden für Schul- und Krankenanstalten gedacht, weil sie von dem einfachen practischen Sinne, der überlegenden Wohlthätigkeit der Testirenden, Zeugniß geben. So erhielt der Almüger Studienfond ein Stiftungscapital von 1000 fl. C. M. à 5 pCt., wovon die jährlichen Interessen an die allerärmsten Studierenden vertheilt werden sollen. — Zur Vermehrung und Verbesserung der Bettstellen im Brünnner Elisabethenkloster bestimmte die Verstorbene ein Stiftungscapital von 1200 fl. C. M. à 5 pCt., und den gleichen Betrag auch dem Kloster der Barmherzigen in Proßnitz. — Die größere Hälfte der Hinterlassenschaft aber (30,000 fl. C. M.) bestimmte die Verstorbene zu einer neu zu gründenden Stiftung, deren Plan sie in dem Testament ausführlich entwickelt. Diese Stiftung soll, nach dem Willen der Erblasserin, den Zweck haben, Arme, Kranke, hilflos Verlassene, ohne ihr Verschulden Verunglückte, ohne Unterschied des Standes, Geschlechtes, Alters oder der Religion, zu unterstützen oder zu theilen. In dem Stiftungshause sollen Kranke aufgenommen und unentgeltlich verpflegt werden. Im Falle sich keine Kranken melden, soll das Haus den ärmsten Ortsarmen zur Bewohnung überlassen werden. — Dieß ist eine Stiftung, ganz im Geiste des reinsten Christenthumes, ganz nach dem Gebote des Stifter's, der da sprach: „Was deine Rechte thut, soll deine Linke nicht wissen.“ — Möchten solche Beispiele der edelsten, uneigennützigsten Nächstenliebe aller Orten Würdigung und Nachahmung finden!

Local-Fresken.

VIII.

Vaterländische Flora.

Mit Bezug auf die jüngst veröffentlichte botanische Notiz im „Allrischen Blatte“ Nr. 8 mögen hier noch folgende Gewächse, deren Blüthezeit erst in die Monate März und April fällt, der Unterzeichnete sie aber zu Ende Jänner in der Umgebung von Laibach und im botanischen Garten in der Blüthe vorgefunden und beobachtet hat, im Nachhange angeführt werden, als: *Draba verna*, Frühlings-Hungerblümchen; *Gagea lutea*, gelbbüthiger Gilbsterne; *Corylus Avellana*, gemeine Haselnußstaude; *Alnus incana*, graue Erle; *Alnus glutinosa*, klebrige Erle; *Populus tremula*, Zitterpappel; *Ruscus aculeatus*, stehender Mäusedorn und *Petasites vulgaris*, gemeine Pestwurz.

Andreas Fleischmann,

Kunst- und botanischer Gärtner am Lyceo zu Laibach.

Fenilleton.

(Folgen einer Quadrille.) Auf dem letzten Maskenballe der großen Oper in Paris erregte eine schöne junge Frau in einer Pompadourmaske durch eine Quadrillefigur ein solches Aufsehen, daß der beaufsichtigende Commissär es für gut fand, sie wegen Verletzung des Anstandes verhaften zu lassen. Vergebens verwendeten sich Viele, selbst Männer von Ansehen, für die schöne Frau; ein Diner mit etwas

zu viel Champagner sollte die Ursache gewesen seyn; aber das Einzige, wozu sich der Commissär herbeiließ, war, daß er ihr erlaubte, in Begleitung zweier Polizeileute nach Hause zu fahren und sich zu überkleiden, bevor sie auf der Präfec-tur erschiene. Sie fuhr also nach Hause, bat im ersten Zimmer die Leute, zu warten, ging in ihr anderes Gemach und — stürzte sich von da auf die Straße hinab. Sie wurde ganz zerschmettert aufgehoben.

(Räuberanfall.) Die von Lemeswar nach Pesth gehende Post ist am 20. oder 21. d. M. in der Gegend von Klein-Kanisa von Räubern angefallen und beraubt worden. Man fand Tags darauf die Briefe erbrochen auf freiem Felde liegen, in welchem Zustande sie bereits nach Pesth gebracht wurden. Sie werden nun amtlich gesiegelt und den Parteien ausgefolgt werden.

(Kastanienkrankheit.) Die Kastanien in der Gegend von Rom sollen an einer ähnlichen Krankheit leiden, wie die Kartoffeln. Unter zehn Kastanien ist kaum eine genießbare. Fast der ganze reichliche Fruchtertrag geht somit verloren.

(Der Fürstbischof Diepenbrock von Breslau) hat in Böhmen Flachspinnschulen angelegt, und dadurch die Handspinnerei, den Maschinen gegenüber, wieder in Vortheil gesetzt. Der wohlthätige Prälat zahlt Denen, die seine Spinnschulen besuchen, anfänglich vollen Tagelohn, und schenkt ihnen obendrein das, was sie als Arbeitslohn aus ihren Gespinnsten erlösen.

(Faschingskrayfen.) Graz scheint der Ort zu seyn, wo die „Faschingskrayfen“ blühen. In keiner Zeitung findet man unter den Annoncen so viele Anzeigen von Faschingskrayfen, als in dem Intelligenzblatte zur Grazer Zeitung. „Dahin, dahin möcht' auch ich ziehn!“

(Engagements im italienischen Opernhause zu Wien.) Wir lesen in der Theaterzeitung: Für unsere nächste italienische Opernsaison sind bis jetzt folgende Gesangs-künstler engagirt: Die Primedonne Tadolini und Angri (Altistin), die Tenore Fraschini und Musich, dann die Baritonisten Coletti, Colini und Ferlotti. — Ivanoff hingegen kommt nicht. Von neuen Opern sollen Mercadante's „Leonore“ und Verdi's „I Lombardi alla prima Crociata“ zur Aufführung gelangen; ferner heißt es, daß der Maestro Lauro Rossi nach Wien kommen soll, um eine neue Opera buffa zu schreiben.

(Hoffnung für die armen Handspinner.) Das neueste in der Linnenindustrie ist, daß die Engländer sehr viel Handgespinnst-Garne auf dem Continent aufkaufen lassen. Die Ursache davon soll seyn, daß man in Mexico keine Leinwand von ganz Maschinengarn mehr haben will. Gebe der Himmel, daß sich dieß beständige, damit die Handspinner wieder einmal mehr Verdienst erhielten.

Papierkorb des Amüßanten.

Lascker wirft im „Freimüthigen“ folgende Fragen auf: Warum sterben jetzt die Kartoffeln so elendigstich hin? Weil man ihnen seit Jahren allen Geist (Spiritus) entzogen. — Warum sind die Portraits berühmter Männer in der „illu-strirten Zeitung“ Fragen? Weil sie, so wie sie nur hinein-kommen, die Gesichter verziehen über den Inhalt. — Warum theilt alle Welt zu Neujahr Almosen aus? Weil es alle Jahre nur ein Mal vorkommt. — Warum sind bei Trauungen Zeugen vonnöthen? Weil man so oft vergißt, daß man verheirathet ist. — Warum sind die Holländer die wigloseste Nation? Weil sie alles Salz zum Einpöckeln der Häringe

brauchen. — Warum ist im Deutschen, abweichend von an- dern Sprachen, die Sonne ein Weib und der Mond ein Mann? Weil das Weib, die Sonne, früh zu Bette gehen muß, wenn der Mann, der Mond, sich noch bis spät in die Nacht auf der Straße umhertreibt. — Was ist der Unter-schied zwischen einem Würfel und einer schönen Frau? Bei dem Würfel gewinnen die meisten Augen Etwas, bei einer schönen Frau gewinnen zwei Augen Alles. — Welches ist das größte Naturwunder? Daß selbst die Weibchen unter den Fischen stumm sind. — Warum nennt man ein Stamm-buch modern ein Album? Weil Einem darin viel von Freundschaft weiß gemacht wird.

In Bamberg ereignete sich wunderlicher Weise unlängst der Fall, daß ein junger Mann von der Regierung zum Landesgerichts- = Assessor ernannt wurde, der bereits vor sechs Jahren, des Wartens müde, gestorben war. — Wie sich der Selige freuen wird, daß man doch an ihn gedacht hat! — Das wird eine himmlische Freude seyn!

Künstler und Schuldenmacher haben das mit einander gemein, daß man beiden, wenn sie fort wollen, lärmend zuruft: „Hier bleiben!“ —

L i t e r a t u r.

I.

„Deutsche Lieder.“ Von Johann Nep. Vogl — Sena, Druck und Ver-lag von Fried. Mauke. 139 S. in 8. — Jahr 1845.

Wir haben bereits in den Jahrgängen unserer Zeitschrift „Carniola“ den poetischen Spenden, womit unter verschiedenen Titeln der ausgezeich-nete österreichische Dichter, Joh. Nep. Vogl, die deutsche Literatur be-reicherte, verdienstermaßen unsere Würdigung angeheihen lassen. Diese letzte Gabe: „deutsche Lieder“ schließt sich seinen früheren Dichtungen nicht nur würdig an, sondern übertrifft sie gewissermaßen an klarer Ausprägung, treuer Consequenz und adalträstiger Richtung. Durch diese „deutschen Lies-der“ hat die deutsche Poesie, wie überhaupt das deutsche Lied an Bedeut-samkeit gewonnen. Der Herr Verfasser schüat darin eine Richtung ein, die man als die allein wahre bezeichnen muß; alle Extreme vermeidend, steht unser deutscher Sänger mit seiner goldenen Leier, wie ein edler, bes-geisteter Troubadour des Mittelalters auf der Warte einer deutschen Nis-terburg und läßt seine Klänge mit Kraft und Lieblichkeit erschallen ringsum in das stille, tiefaufhorchende Thal. Und dieses Thal ist bei J. N. Vogl ganz Deutschland. Seine wahre, echt deutsche Gesinnung wird von ganz Deutschland freudig begrüßt werden; seine „deutschen Lieder“ werden und sollen klingen durch das gesammte deutsche Reich.

Von den 65 Gedichten, die das Buch enthält, glauben wir folgende als durch Ausdruck, Adel, Kraft und Gesinnung emporragend, besonders her-vorheben zu müssen, wie: „Mein Deutschland“, „Was ist ein deutscher Mann?“, „Wächterruf“, „Deutsche Frauen“, „Liederfragen“, „Das dank-bare Jahrhundert“, „Topf und Herd“, „Männerlied“, „Sehiges Treiben“, und „Deutsche sind wir!“

Möge der Verfasser sein Vaterland bald mit neuen deutschen Wei-sen, den besprochenen an Gesinnung und Ausdruck gleich, beschenken! —

Das Buch ist dem Herrn Anton Freiherrn v. Doblhoff-Dier-Doctor der Rechte und niederösterreich. ständischem Verordneten, gewidmet, der Druck correct, die Ausstattung nett und anständig.

Leopold Kordesch.

Döbler's Vorstellungen.

Heute den 7. und morgen den 8. Februar finden die letzten Pro-ductionen der Döbler'schen Rebellbilder Statt. Nachdem uns in den drei bisherigen Vorstellungen Landschafts- und architectonische Bilder vor-geführt wurden, kommen heute und morgen die allerorts mit dem unges-teiltesten Beifalle producirtten Sternbilder, unter dem Titel: „Wun-der des Himmels“ zur Aufführung. Wir werden die Beurtheilung der sämtlichen Productionen des Herrn Döbler nach Beendigung der-selben im nächsten Dinstagsblatte mit dem Theaterberichte folgen lassen.

Leopold Kordesch.